

Revolution der Monologe

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **17 (1891)**

Heft 42

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-430131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das phosphorfreie Monopol-Bündhölzchen.

(Kleine Zukunftsromane.)

1.

Bärbli war Magd bei Stauffer, dem Bauern. Mit der Bildung der Neuzeit ausgerüstet, hatte sie Auerbachs Dorigeschichten gelesen, und sie glaubte es ihrem Gange zur Romantik schuldig zu sein, daß sie sich in Karl, des Bauern Sohn, verliebte. Karl, dem es schmeichelte, daß eine so gebildete junge Kuh — — — magd kann man eigentlich nicht sagen, also Kuhdame sich in ihn verliebte, ging mit sich zu Rathe, und nach reiflicher Ueberlegung verliebte er sich in Bärbli ebenfalls. Aber der alte Stauffer hatte auch Romane gelesen und wußte, daß Väter nothwendig hartherzig sein müssen, besonders wenn der Sohn eine arme Dirne heirathen will. „Du kriegst ihn nicht,“ sagte er zu Bärbli, „darauf kannst du Gift nehmen.“ Das that Bärbli auch. Sie schlug die Köpfe von den Bündhölzchen ab und verschluckte sie. Aber sie starb nicht daran, denn die Bündhölzchen waren phosphorfreie Monopolbündhölzchen. Das hatte sie nicht gewußt. Aber Leibschmerzen bekam sie doch, und zwar so starke, daß der Arzt gerufen werden mußte.



Der konnte sich absolut nicht erklären, was ihr fehlte, und da aus ihr nichts herauszubekommen war, sagte der weise Aeskulap aus Gerathewohl: „Sie leidet an Liebeschmerzen.“ Darüber war der alte Bauer so gerührt, daß er stracks seine Einwilligung zu der Ehe gab.

2.

Er kam aus dem Klub nach Hause, zündete ein Streichhölzchen an, welches sofort emporloderte, und sah — seine Frau in den Armen eines Offiziers.

„Ha!“ rief die Frau, „ich bin verloren, er hat Monopolbündhölzchen bei sich gehabt!“ — Früher nämlich dauerte es mindestens zehn Minuten, bis ein Streichhölzchen brannte, da gewann der Liebhaber Zeit, im Dunkel zu entkommen. Das vortreffliche Monopolbündhölzchen aber gerieth sogleich in Brand. Das Ehepaar ließ sich scheiden, und heute ist der Ehemann bereits zum zweiten Mal glücklich verheirathet und seine gute Frau schenkte ihm schon nach fünfmonatlicher Ehe ein Kind. Es lebe das Bündhölzchen-Monopol!

Frau Stadtrichter: „Nei aber, Herr Feusi, 's ist doch gewiß efenig bidentli, was mr für en enartets, unreligiöses und gewisselotes Hytalter händ. Mirs Herz chlopemr ganz vu Uregig und vu Zarn; wenn'r nüd na dr wohlchermüedig Chillerath hättid, so mücht mr girabazue vergizäl!“

Herr Feusi: „I bigryte Zhr gi-recht Erzüchtung vollkomme. Aber was wend Sie in-ere eio verleidete und vergreulichste Welt anders erwarte, als daßmr binere Niebahnyweihig d'Albigmol becher nimmt, um drus z'kneipe und Dividende

z'függelä. Ganz recht, daß dr hochwohlgebore Chillerath scho e so e gotteslästerlich Meind wie die da im Wehntalerbrüstli — e daß Wehnt h a l unne meini — ganz gihörig schräglet. Und wenn si chnütichblaa würdib vor Uerger, derig Wehntalerinne — ä baß Wehntalergmeinde, sie thüend sich nümme bessere, i weißes us Erfahrig.“

Frau Stadtrichter: „Ja, 's ischt würtl biitriebl; glücklichermys — und das ischt na en Trost — händ's nüd alli Jahr en Niebahn yzwyschä und —“

Herr Feusi: „Mr händ doch na öpper, wo lueget und warnt und frost; da chamr doch na rüebig is Bett — gälled Sie?“

Frau Stadtrichter: „Ja, immer meh, Herr Feusi.“

Censurliches.

Als Motto für eine Broschüre, worin der Verfasser aus den Schriften eines freisinnigen Dichters erst nach dessen Tode Religion herauszuföhern sucht und keine auf seine Definition passende findet, empfehlen wir folgende zwei Zeilen:

Die Fabel vom Esel und todtm Leu
Beigt sich in dieser Broschüre getreu! —

A.: „Warum machen die Wirths so weite Kränze dies Jahr für ihre Sauser-Anzeigen an ihren Wirthschaften?“

B.: „Weiß, daß sie könne 's Sprittkännli dazwische hänge, denn Trübel git's ja keine.“

Aus der Schule.

Lehrer: „Als die Griechen ins hölzerne Roß stiegen, welche Vorsicht haben sie brauchen müssen?“

Schüler: „Die Cigarren auslöschten.“

Der beleidigte St. Galler Hennenkönig.

Von wegen dem Tarif des Tolles
Bringt die „Düschweiz“ etwas ganz Tolles;
Wir leiden es aber nie — Rikerifah!

Sie behauptet da ganz ungezogen,
Sie hätte unsre Eier gezogen.
Sie seien leicht und kleiner da — Rikerifah!

So würden welsche Genfer Hennen
Das Eierlegen viel besser kennen
Als wir Gackler am Bodensee! — Rikerifah!

Und aber Hühner von St. Gallen,
Sie lassen sich solches nicht gefallen
Und schimpfen und gackern dazu! — Rikerifah!

Wir legen, gehorsamer Diener,
Wie andre helvetische Hühner.
Was verschreit uns die „Düschweiz“ so! — Rikerifah!

Die „Düschweiz“ soll des Tolles wegen
Nicht selber saule Eier legen,
Und rechnen und wägen genau! — Rikerifah!

Soll künftig nicht schreiben und dichten
Von Hühnererei-Gewichten,
Sonst legt man etwas andres ins Heu! — Rikerifah!

Revolution der Monologe.

Die Schauspieler haben heutzutage große Noth, die langen Monologe der klassischen Stücke ohne die früher übliche pathetische Deklamation neuzeitlich-realistisch zu gestalten. Sollte nicht endlich die Zeit gekommen sein, in welcher eine hühnerkundige Hand Schiller zeitgemäß bearbeitet?

Wir würden z. B. den Monolog Tells unsern Schauspielern folgendermaßen mundgerecht machen:

TELL

(tritt auf mit der Armbrust, bleibt in Gedanken stehen, pußt sich mit einem roth-bunten Taschentuch die Nase und beginnt:)

Hm! Was ich sagen wollte! . . . Hm! Ja, so:
Durch diese hohle Gasse muß er kommen.

(Sieht sich um, räuspert sich.)

Es führt kein andrer Weg nach Rüssnacht — nein!
(Pfeift leise vor sich hin, hält plötzlich inne.)

Ja, die Feilsenheit ist wirklich jünktig,
Wie der Berliner sagt. Da steht ja auch
Ein großer Strauch, da kann ich mich verbergen.

(Kriecht hinter den Strauch und bleibt eine ganze Weile liegen. Auffahrend)

Ist das langweilig hier, zum Donnerwetter,
Kein Menich ist da, mit dem man reden kann,
Es ist rein Alles in den Wind gesprochen,
Was ich hier schwaze — —

(Berschaut seine Armbrust)

Gefler, warte nur,

Von dort herab kann dich mein Pfeil erlangen.

(Winkt spähend auf den Weg.)

Der Weg ist enge — ja, eng ist der Weg,
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.

(Muß plötzlich stark niesen.)

Hatich! Hatich! Hatich! Ich nie! darauf,
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Fort mußt du, deine Uhr — wenn so ein Ding
Jetzt schon erfunden wär' — ist abgelauten.

An dieser Stelle muß der Monolog abbrechen, da er sonst allein die Länge eines Aktes erreichen würde. Bei dem Worte „abgelaufen“ erscheint Gefler mit seinem Gefolge, wonach Schiller wieder in sein Recht tritt.

Die Temperamente.

Choleriker: „Da hat Einer in der Eisenbahn stetsfort gepöfien, daß ich schier des Teufels wurde.“

Phlegmatiker: „Mir ist's auch einmal passiert, da hab' ich aber allemal Späße erzählt, daß er das Maul nicht mehr zusammengekniet hat vor Lachen.“

Mel: „Säg, die Chueh, wo d'mer verchauft heit, ist fen Baze werth.“

Res: „O bhüetis, das han i gwüßt, es du.“